

Unsere Heimat

Nr. 8.

Erscheint alle 14 Tage.

22. April. 1927.

Der Schatzgräber.

E. Merich-Neulirch.

Nach einer alten Valtenbergfage.

(Nachdruck verboten.)

Die zahlreichen Sagen unserer Lausitz, die von unermeßlichen Schätzen wissen wollen, die in unsern Bergen vergraben liegen, vom Goldkeller, der nur einmal im Jahre seinen Eingang zeigt, doch dem, der goldgierig die Schätze rafft, Verderben bringt, spiegeln die Jahrhunderte alte Sehnsucht des Menschen nach Reichtum wieder. Wie aber in jeder Sage ein wahrer Kern verborgen liegt, so steckt gerade in unsern heimischen Schatzsagen ein groß Teil Wahrheit. Der Bergbau spielte in unseren Bergen eine größere Rolle, und zahlreiche Versuchsstollen sind heute noch offen. Etwas Geheimnisvolles hatte das Erscheinen der Walen oder Veneter, wie überall, wo diese Leute aus der Lagunenstadt auftauchten. Als Goldwäscher und Edelsteinsucher kamen sie und brachten verschiedene Zeichen an den Felsen an, um ihre alten Fundplätze wieder aufzufinden. Pfarrer Göhinger berichtet, daß er noch mehrere solcher Zeichen (Kreuz, Krummstab) im Hohwalde angetroffen habe. Ein Stein mit einem Krummstabe soll auch beim Bau des Valtenbergturmes mit vermauert worden sein. Als einziges dieser erhaltenen Walenzeichen ist die Figur auf dem dreieckigen Felsblock südlich des Turmes anzusehen, die nach ihrer Gestalt die Entenplattsche genannt wird.

Es war an einem warmen Frühjahrstage des Jahres 1800, als ein Fremder von Süden über die Höhen nach Berthelsdorf schritt. Das schwarze Haar und die dunklere Gesichtsfarbe verrieten den Italiener. An einem Riemen hing ihm allerlei Blechzeug auf dem Rücken, Töpfe, Stürzen, Mausfallen usw., die bei jedem Schritte eine klirrende Musik miteinander ausführten. Die Bauern, die auf den Feldern arbeiteten, verschauten ein wenig und sahen dem Fremden nach, wie die Sonnenstrahlen sich in dem blanken Blech wiederpiegelten. Nachdem der Südländer verschiedentlich vergebens angeklopft hatte, fand er endlich beim Bauer Proße ein Unterkommen für längere Zeit. Bereitwillig hatte ihm dieser eine kleine leerstehende Kammer für ein geringes Entgelt eingeräumt. Wochen waren dahin gegangen, und die langen Herbstabende schlichen sich zeitig in die Dorfgasse, guckten durch die kleinen Scheiben und schufen in den behaglichen Holzstuben die trauten Dämmerstunden. Man hatte sich so an die Gegenwart des Fremden gewöhnt, daß man ihn wie ein Glied der Familie betrachtete. Nachbarn kamen Abends öfter und lauschten auf der Ofenbank den seltsamen Erzählungen, die der schwarzhaarige Fremdling von seiner Heimat bot, von Palmenwäldern und düsteren Zypressenhainen, in denen Marmor Schlösser aus dem Grün leuchteten, von der Gondel, die geräuschlos durch die Wasserstraßen der Dogenstadt schlich, von blühenden Rosen, wenn hier Winterstürme über die Felder brausten. Und sang er noch ein schmachtendes Liebeslied, wie es in seiner Heimat oft aus der Gondel schallte und in der weiten Wasserstraße verebbte, dann hatte er ganz die Herzen seiner Hörer gewonnen. Eigentlich wußte niemand recht, was der Fremde trieb; denn das hatte der Bauer gar bald gemerkt, daß er nur zum Schein als Handelsmann

auftrat und doch nie etwas verkaufte. Mit seinen Blechtöpfen ging er jeden Tag durchs Dorf. Doch war er hinter den letzten Häusern und verbarg ihn die Bodenwelle den neugierigen Blicken, dann bog er seitab und eilte auf Feldwegen dem nahen Walde zu. Hier verbarg er sein Bündel, nahm Hammer, Sieb und einen kleinen Spaten heraus und stieg langsam dem Valtenberg zu. Aufmerksam betrachtete er den Sand der Lohe, eines Waldbächleins, das aus dem Moosborn quillt. Auf einer kleinen Waldwiese fing er an, den blitzenden Sand in eine Holzrinne zu schaufeln und zu waschen, daß einige rotglänzende Goldkörner zurückblieben, die er in ein Leinwandbeutelchen schüttete. Inzwischen war die Sonne hoch gestiegen und schickte ihre warmen Strahlen auf die Waldwiese. Der Fremde wischte sich den Schweiß ab und ging in den kühlen Wald. Hier setzte er sich auf einen moosigen Felsblock und zog ein altes Büchlein aus dem Jahre 1427 aus der Tasche. Er blätterte und las die verständlichen Ortsbeschreibungen früherer Walen, die hier „groß Guth“ gefunden. Bei der Anweisung, „wie man das Gold aufthun soll“, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren. Es hieß darin: „Gehe hinzu, falle nieder auf die Knie und bete 5 Vaterunser, drei Ave Maria und einen Glauben. Dies bete zu Gott in seiner Dreifaltigkeit und unser lieben Frauen Elend. Und nimm ein kleines altes Röckchen und hänge es über die Grube, das Bergmännchen holt es schon. Darnach mache drei Kreuze vor dich und sprich: Ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes und bei der Menschwerdung Jesu Christi, daß du aufgehst, als Christus ist aufgegangen an dem heiligen Kreuz und hat erlöst das menschliche Geschlecht. Also müssen aufgehen alle Bande, Kies, Stahl, Eisen, Gold, Silber und alle verdammte Dinge, als Christus ist aufgefahren und uns von der Hand Adams erlöst. Das gebiete ich dir bei Gott dem Vater und Gott dem Sohne und Gott dem heiligen Geiste! Amen. So wirst du wahrhaftig sehen, daß sich die Grube und das Verfestete wird aufthun und ledig werden.“ Er schritt einem Gewirre vor Felsblöcken zu, wo sich tatsächlich die ganz verwitterten Zeichen eines Kelches und eines Bischofsstabes fanden. Bis die Sonne sank, hörte man hier den Fremden Steine zerschlagen, dann ging er müde dem Dorfe zu, nachdem er vorher sein Bündel mit Blechtöpfen wieder aus dem Dickicht gezogen hatte. Kopfschüttelnd verbarg der Bauer die blitzenden Steine und das Säckchen voll Sand in der Milchammer, die der Fremde zur Aufbewahrung übergab. Als die kalten die Feinde das Vieh weggetrieben und die Scheune riß und bereits dünne Eiskrusten auf den Teichen sich woben, rüstete sich der Welsche als letzter Zugvogel zur Reise in die wärmere Heimat. Beim Abschied sagte er dem Bauern, er soll sich den weiten Weg nach Venedig nicht verdrießen lassen, wenn er einmal in Not gerate, die Zeiten seien wechselhaft. Zum Schluß schenkte er ihm sein ganzes Blechzeug und schritt, nur die Steine und den Sand vom Valtenberg in der Tasche, nach Süden. — Jahre gingen dahin, die Napoleonischen Kriege hatten Reichtum in Armut gekehrt, auch dem Bauer Proße hatten die Feinde das Vieh weggetrieben und die Scheune eingeeßert. Als er an den Trümmern seines einstigen Wohlstandes stand, erinnerte er sich des Fremden und machte sich auf den Weg zur Lagunenstadt. Wie er-

staunte er, als der Gondelführer vor einem prächtigen Marmorpalaste hielt und er hier den vermeintlichen Kaufesallenverkäufer in glänzendem Wohlstande fand. Dieser freute sich, und als er dem armen Bauer seine Reichtümer zeigte, sagte er: „All das hab ich aus den Steinen eures Berges geklopft und aus dem Sande eurer Bäche gewaschen.“ Reich beschenkt kehrte er zur Heimat zurück und erbaute sich ein neues schönes Gut. So kehrte ein Teil des Bergjegens als hochherziges Geschenk des Walen in das Dorf am Baltenberge zurück. Seit dieser Zeit hat man keinen Walen mehr gesehen, verwittert und zerschlagen, vielleicht auch moosüberwuchert sind die geheimen Zeichen. Die Sage aber raunt immer noch Geschichten von unermesslichen Schätzen, die in dunklen Nächten verführerisch aus der Tiefe gleihen.

Erlebnisse am Wehrsdorfer Steinberg.

Von W. P., Wehrsdorf.

(Nachdruck verboten.)

(Fortf. u. Schluß.)

Der zweiköpfige Geist.

Das zweite Erlebnis im selben Winter war noch viel interessanter. Sah er doch da, ebenfalls im Steinberg, eine Gestalt mit zwei Köpfen. Daß man Geister ohne Kopf sieht, gehört ja fast zu den alltäglichen Erscheinungen. Viele werden mir das bestätigen müssen. Hat doch dieser oder jener schon selbst einen solchen gesehen. Zweiköpfige Geister aber gehören nun schon zu den Seltenheiten. Doch nun zurück zur Sache. Kam da unser Kunerts Elias am folgenden Donnerstag ebenfalls wieder den Steinberg herunter, als ihm eine Gestalt mit zwei Köpfen entgegenkam. Verdächtig genug sah diese Gestalt aus. Sah doch der eine Kopf ziemlich normal auf den Schultern. Der zweite jedoch war etwas weiter nach rechts hinausgewachsen. Auch war der zweite Kopf ungleich beweglicher, wie er aus den nach allen Seiten sich drehenden glühenden Augen ersehen konnte. Hätte sich der Geist ohne Kopf nicht als normaler Mensch entpuppt, hätte er wohl an den zweiköpfigen vorbei einen kleinen Umweg gemacht. Er sagte sich aber, war der erste ein Mensch, so unwahrscheinlich es schien, wird es der zweite auch sein. Das war auch so. Denn der zweite Kopf mit den feurigen Augen gehörte einer Ziege an, die von brauner Farbe war, und von einem Manne auf den Schultern getragen wurde. Hieraus ersieht man wieder, daß alle Geister bei näherer Untersuchung sich als höchst natürliche Wesen erweisen. Wäre irgend ein Angsthase diesen beiden Männern begegnet, wäre der Steinberg um zwei Geister reicher, an denen es ihm doch sowieso nicht mangelt. — Es würde mir zur großen Genugtuung gereichen, wenn diese Zeilen dazu beitragen würden, den krassen Aberglauben und die Gespensterfurcht ein wenig einzudämmen. Habe ich doch mit Beweisen deutlich gezeigt, daß alle scheinbar übernatürlichen Ereignisse doch nur auf natürlicher Grundlage beruhen. Ich könnte derartige Beispiele noch eine ganze Menge bringen, will aber, um nicht langweilig zu werden, nur noch ein Geschichtchen bringen, was ich selbst erlebte. Und zwar aus der neueren Zeit. Es mögen seitdem so reichlich zehn Jahre verflossen sein. Aber noch deutlich stehen mir die damaligen Geschehnisse vor Augen. Im Spätherbst war es, als uns an einem trüben Nachmittage Verwandte aus Steinigt-wolmsdorf besuchten. Wer diese gemütlichen Familienbesuche kennt, weiß aus Erfahrung, daß diese nicht in einer Stunde abgemacht sind. Freut man sich doch sehr, wenn das tägliche Einerlei durch den Besuch guter Freunde einmal unterbrochen wird. Zumal in der damaligen Kriegszeit, wo derartige Besuche zu den Seltenheiten gehörten, da Väter und Brüder im Felde standen, und die Arbeit von den Zurückgebliebenen allein verrichtet werden mußte. Seiten hatte man da überflüssige

Zeit. Natürlich wurde dann solch Besuch zu halten gesucht, so lange als möglich. So auch an jenem Tage, von dem ich erzählen will. Beizeiten wurde es dunkel. Der Sturm heulte um das Haus. Vermischt mit Schneeflocken, warf er klatschenden Regen an die Fenster. Wie gemütlich saß es sich da am warmen Ofen, bis unsere Gäste zum Ausbruch drängten. Die furchtsamen Gemüter unserer Gäste kennend, erbot ich mich, sie bis durch den Steinberg zu begleiten. Sichtlich erfreut wurde mein Angebot auch angenommen. Da ich frei von Furcht und Aberglauben war, machte ich mich wohl noch etwas lustig über unsere Gäste. — Trotzdem der Regen nachgelassen, hatte sich der Sturm bedeutend verstärkt. Jedenfalls war es ein Wetter, daß man nicht gern einen Hund hinausjagt, wie man so zu sagen pflegt. Gegen den Sturm ankämpfend, gehen wir nun langsam den Berg hinan. Schon sind wir an der berühmtesten Scheechstelle, dem Fünfstück, vorbei. Erleichtert atmen die Frauen auf. Da — ein Höllengepöster, Donnern und Krachen hinter uns! Vor uns, hinter uns, die Straße entlang, ein eigentümliches Summen und Brummen; Lichtfunken vor uns den ganzen Berg hinan. Dasselbe hinter uns! Es war, als ob die wilde Jagd über uns dahinbrauste. — Wir stehen. — In Sekunden spielt sich das alles ab. Zurückblickend sehen wir unter fortgesetztem Prasseln Funken zur Erde fallen. Nach diesem Stille. — Fast scheint es, als ob sogar der Sturm nachgelassen habe. Was aber nun tun? Hinter uns war etwas passiert. Hing es nun mit den Gespenstern zusammen, die hier ihr Wesen treiben sollten? Sollte ich gestraft werden für frevelnden Uebermut, in welchen ich noch das Vorhandensein jeglicher Gespenster vor Minuten geleugnet hatte? Dieser Meinung mochten jedenfalls die Frauen sein, denn um keinen Preis wollten sie mich zurückgehen lassen. An Geister vermochte ich aber noch nicht recht zu glauben. Daß mir nicht ganz einwandfrei zu Mute war, will ich gar nicht leugnen. Was will man auch von einem dreizehnjährigen Jungen anderes erwarten. Jedoch im Vertrauen zu dem, der unsere Geschicke lenkt, ging ich zurück. Kaum hundert Meter gegangen, sehe ich etwas großes schwarzes vor mir die Straße versperren. Nun rutschte mir das Herz doch ein Stückchen tiefer. Doch der Gedanke ans Mütterchen, die sich wohl schon meines langen Ausbleibens wegen sorgt, da ich versprach, nicht lange zu sein, bewegte mich zum Weitergehen. Da hatte ich nun die Geisterschar vor mir, oder wenigstens das, was wir als Werk der Geister vermutet hatten. Da hatte ich die ganze Bescherung. Vom Sturm waren etliche Fichten entwurzelt und quer über die Straße geworfen worden. Nun hatte ich auch die Erklärung für alles Vorhergegangene. Das anfängliche Prasseln rührte wahrscheinlich von den ersten Bäumen her, die sich an die anderen lehnten, bis auch diese nachgaben. Nun kam einer auf die Licht- und Telephonleitungen zu liegen u. dehnte die Drähte nach unten. Daher dieses sonderbare Summen und Brummen und die Lichtfunken durch den ganzen Berg. In dem Moment, als wir uns umdrehten und die Funken fallen sahen, sind wahrscheinlich die Lichtdrähte gerissen. Da habe ich mich nun hindurchgearbeitet. Zwei mir begegnende Geschirre habe ich zurückgeschickt. Wie leicht konnte ein Pferd auf einen stromführenden Draht treten. Schlimme Folgen konnte das haben. Strom war noch auf der Leitung, denn im Dorfe, von welcher Seite der Strom kommt, brannte noch Licht. Nachdem ich nun noch den Straßenwärter gesucht und verständigt hatte, ging ich nach Hause. Erschreckt durch mein verstörtes Aussehen erkundigte man sich, was geschehen sei. Als ich mein Erlebnis erzählte, waren sich alle mit mir darüber einig, daß wir von großem Glück sagen konnten, daß wir schon an jener Stelle vorbei waren, als die Bäume fielen. Geschlafen habe ich ja in jener Nacht wenig, als mir all die eventuellen Möglichkeiten jenes Falles durch den Kopf gingen.

Optische Telegraphie und „Blaue Lotterie“ in Nordböhmen zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Der Wunsch, ohne Mühe und Arbeit schnell reich zu werden, mit einem Schlage das „große Los“ zu gewinnen, ist die Triebfeder, welcher das zu allen Zeiten florierende Glücksspiel, die Lotterie, ihr Dasein verdankt. Die Lotterie der armen und niederen Volksschichten im alten Oesterreich war bekanntlich die „Blaue“, worunter im Gegensatz zu der „Guten“ (der staatlichen Zahlenlotterie), die Winkellotterie verstanden wurde. Sie war eine dem nordböhmischen Bascher- und Schmugglerunwesen zu Anfang des 19. Jahrhunderts verwandte Zeitererscheinung, gegen welche die staatlichen Aufsichtsorgane einen zumeist wenig erfolgreichen Kampf führten. Nordböhmischen Bedenkenträgern verdanken wir genaueren Einblick in die Machenschaften der Blauen Lotterie, die, trotzdem die Finanzorgane ihr eifrigst nachspürten, dem kaiserlichen Lotto lange Zeit hindurch große Konkurrenz machte.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war es, wo den in verschiedenen von fehhajten Hauptkollektoren der „Blauen“, die ihrerseits über einen Stab von Einschreibern und Oberschreibern verfügten, der Weizen blühte. Während viele besitzlose, wagemutige Leute mit dem Grenzschnugel ihr Glück versuchten, so daß oft Bascherzüge, mehrere hundert vollbepackte Fußgänger umfassend, durch die zerklüfteten Tysaer Wände und das angrenzende Schluchtengebiet der heutigen Böhmisches Schweiz sich hindurchzuwinden verstanden, war das Ideal anderer, die nachts von einem großen Terno träumten, die Zahlenlotterie. In dem Glückstaumel, der viele erfaßt hatte, wurde das Lotto zu einer unglückseligen Leidenschaft. Der arme Teufel, der nicht drei Kreuzer Konventions-Münze zu einem Einsatz in die „gute“ Lotterie ausbringen konnte, trug todlicher den letzten Scheinkreuzer in die „blaue“. Hier konnte auch bis zum „letzten Augenblick“ gesetzt werden und die einfallenden Gewinne wurden prompt vom Lotteriekollektor in Wiener Währung ausgezahlt. In der kaiserlichen Lotterie gewann beim Terno-jecco-Spiel jeder Kreuzer 20 Dukaten oder 80 fl. Konv.-Münze, in der Blauen Lotterie nur 80 fl. W. W. Ueber 60 Dukaten oder 240 fl. W. W. wurden nicht angenommen, also auch nicht ausgezahlt.

Unterschiedliche Traumeingebungen bildeten hauptsächlich den Anlaß zum Aufstellen und Sehen einer Nummernreihe. Das wichtigste war natürlich das zutreffende Auslegen der Träume, und unter Zuhilfenahme des berühmten „ägyptischen Traumbuches“, das jeder Lottospieler im Tischkasten liegen hatte, wurde mit der geheimwissenschaftlichen Deutung der Träume ein geradezu wunderlicher Kultus getrieben. Die „Lotteriehengste“, wie man die Professionspieler allgemein nannte, vergruben sich sozusagen ganz in ihre fragwürdige, dunkle Wissenschaft, kamen öfters zu gemeinsamen Beratungen zusammen, wo nach phantastischen Erwägungen über Mehrheitsbeschluß die als tauglich befundenen Nummern bestimmt wurden. Daß diese privilegierten Sez-Kommanditgesellschaften trotz aller ihrer tiefsinnigen Berechnungen oftmals ein Fiasko erlebten, tat der Sache keinen Abbruch.

Die Einrichtungen der „Blauen“, die einzelnen Sezmethoden, waren natürlich allen Lotterienarren ziemlich geläufig. Die „Estraten“ (einzelne Nummern) besetzte man mit einem Scheinkreuzer. Der Gewinn war 14fach, oder, wenn die Nummer „auf den Ruf“ gesetzt und gezogen wurde, gar 67fach. Dann war natürlich eitel Jubel und Freude zu Hause. Nun mußte man das Glück noch öfters versuchen. Ein Solo (zwei Nummern) brachte für jeden Kreuzer Einsatz 4 fl. Scheingeld, wurde aber ein „Reigel“ (drei Nummern) mit 4 Kreuzern besetzt, so

wurden für das Terno 90 fl., für das Ambo 4 fl. Scheingeld ausbezahlt. Manche Spieler setzten ihr Vertrauen auf sogenannte „Bettelreigel“, wobei 4 bis 7 Nummern zusammengefasst wurden.

Das Einholen der „Spiele“ (der Nummerzettel) besorgte ein oft umfangreicher Apparat, an dem Helfer und Helfershelfer, Einschreiber, Winkelschreiber und Oberschreiber mitarbeiteten. Die Entlohnung dieser Mittelspersonen betrug 10 bis 20 Prozent. Die gesetzten „Reigel“ wurden auf lange, schmale Papierstreifen geschrieben, und es wurden in kritischen Augenblicken, wenn Finanzier an die Haustür pochten, die unglaublichsten „Verstecke“ ausgeklügelt, um das „corpus delicti“ unauffindbar zu machen.

Der Lotto-Nachrichtendienst von Prag aus war zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch ein recht primitiver. Um das Jahr 1808 wurde auf den hierzu geeigneten Bergen des nördlichen Böhmens, der Redoweska bei Dauba (456 Meter, Höchstgipfel des Daubaer Berglandes), dem Rosenberge (616 Meter) und der Lausche (791 Meter) die optische Telegraphie eingerichtet. Ein solcher aus einem Dreieck von Stämmen errichteter Fernmeldeapparat wurde eine Zeitlang auf dem Rosenberge bei Windischlamitz von Staats wegen unterhalten. Da kam einem sündigen Kopf die brillante Idee, diesen Telegraphen für Zwecke der staatlichen Lotterie auszunutzen. Der Trick bestand einfach darin, durch verabredete Zeichen die gezogenen Prager Nummern früher zu erfahren, als die kaiserlichen Kollektoren. Einzelne derselben hatten die Weisung, sechs Stunden nach der Prager Ziehung noch Nummern und Einsätze annehmen zu dürfen, und so glückte der Betrug. In der Folgezeit wurde auch der bedeutend höhere Lausche-Gipfel dazu benützt, um bei klarem Wetter von einem der Prager Türme die verabredeten Zeichen durch scharfe Fernrohre zu erspähen. Durch die vielen, im Grenzgebiete gewonnenen Amben, kam nun die Ueberlistung bald ans Tageslicht und die amtlichen Nachforschungen ergaben die Lösung des Rätsels. Jedesmal, wenn in Prag die fünf Nummern gezogen worden waren, erfolgten aus dem Fenster eines Prager Turmes allerhand weithin sichtbare Zeichen, die von einem Beobachter am nächsten Berge aufgenommen und nordwärts weiter gegeben wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Farschterich Dackl und dr Gideridihohn.

(Nachdruck verboten.)

Also, doas is keene Lügen: Mit en Nobber, dar de Hinger hoat, is ne lajchte ei Freindschoaft ze laben. S' ward allemole Zank dorch die Viecher. Und überhaupt, wenn ej sicher Gideridihohn drbei is wie ejmoul Farschterich Nobber hoatte. Doas woar su gewasen. Ich loanns beschwüren, doas wuhr is.

Also, ei dr Pide woar Preislegelschieben und Bargerich August, dar de 'n Farschter sei Nobber is, ward en Preis gewinn, enn wunderschiene Gideridihohn. Nu, doas poastn ju. Sanner woar groade eigegangn und sene Hinger lufend drweile vou Farschterich Hoahne mit besurgen. Doas wur ad ej klintsches Hoahn, oaber s wur uffn Zoige. Dr Farschter jahgs oaber ne garne, doas sei Hahn su vill mit Nobbersch Hingern rimzug. Das gehiertich emoul ne und dou mußchn ou Rajacht gahn. Undn Nobber, Bargerich Auguste, poastte doas ou ne, und desterhoalb hoat ar enne siche Freede, wie ar dan schinn Hoahn derwuschte. Ar ducht: „Dou ward de Pauline gudn, wennch 'r war menn Hoahn weisen. Ber Freeden looft arch ej Bullchl ims andere unds dauerte ne goar lange, woar ar vuul. Nu fungen de Kollegen oa, Auguste ze ehern. Se fakten en Loup usn Koup und soiten, s' wär sei Hut und August toats ou gleebn. Und no mie

sich Zoig hoan se mitn gemacht. Bargerisch August is vou Geburt oa mit enner dauerhoastichen Gutmütigkeit be-
hoast und lufsch oalls gefoalln. Ar soite ad immer:

„Ne, enn sichen schien Hoahn wie iech hoa. En sichen hoat dr Farschter ne. Eß brauchn meine Hinger n klenn Weissen nemmie.“

Schließlich schluf ar ei und fung oa ze schnoarchen. Eß wurdn de Kollegen vulends narrisch und wullten Barger oamoulen und no mie sich Zoig. Dar Teichschuster dar toat oaber oalle überschrein und brüllte:

„Hiert oad har, woasch soi! Ze woasse jull dar dan schinn Hoahn heemtroid? Wißtr woas, ich hoa drheeme e sich Käudl, doas is nachich hinten rim, und biese is dar Karle und gorgeln koan ar fer zweeje. Dan sparr mr eis Kurbel und ich nahm mr dan schinn Hoahn! Barger weeff en Quoark, wie dr Hoahn ausgefahn hout.“

Nu, doas wour ju e Spoaß! „Huln oad glei, Schuster,“ brüllten se oalle, und dar luf o glei.

Mei August schnoarchte drweile water und markt nisch. Dr Schuster brucht ou richtig senn Hoahn. Wißtr, su e Viech — nej, doas woar überhaupt kee Hoahn. Gruf und stoark woar ar, oaber dorte, wu de andern Hoahne de längstn Fadern hoan, wur ej nachich Fleckl, su gruf wie ej Handtaller. Su ej vrgabliches Vieh goabs ne glei wieder.

Also, mei Schuster nimmtich dan guten Hoahn und sparrt doas Käudl nei eis Kurbel vou Barger.

Wie nu mei August ufwahte, machtrich of de Strümpe. Ar woar nou ganz domm ein Schadel und markt nisch, doas ar enn foalschen Hoahn derwusch hoatte. Ar foam ou glücklich heem und goabn dr Paulin'. Nu, die jahgs ju glei, woas fer a Käudl s wur und soite:

„Neej, Gust, woas fer enn Bapegei hostr denn dou ufhängn loassn. Dar hoat ju ej nachich A. schel. Schoaffn ad wieder hie, wu'dn har hoast.“

Eß wurd ju mei August munter. Ar kunntich oaber dach nemmie rajcht besinn, eb ar vou enn weissen Hoahne getreemt hoatt, oder eb dr Hoahn glei su ausgefahn hoatt. Ar toatch oaber ne streiten und soite: „Ich hoan gewumm. Dou bleibte! S' A. schel werd schon wieder zuwachjn.“

Woas doas betrifft, hoatt ar oaber ne rajcht. S' bleeb nach. Ar toatsn mit Soalbe eireiben, s wuchs nisch. Ar leefte Boarwischje und streech feste druf, s wurd nisch. Schließlich hoatt ars foatt und soite: „J meinswaigen, moag ar su rimloosen. S' is a tüchtcher Hoahn und doas is de Hauptsache.“

Dou hoatt mei August freilich rajcht. A guter Hoahn woar dr Karle. Uf seine Hinger luf ar nisch koummen. De Pauline freisch woar ne gut uf dan Hoahn ze reden. Se soite ej übersch andermoul:

„Nee, ad mit dan Hoahne! Woasch miech dou schon schamen muß. Dallendchen lachen se enn aus! Wenn dn ne tutmacht, dou lufsch mich scheeden.“

Daber August bleeb feste. „Dar Hoahn is gut. Ar besurgt seine Sache und fer doas nachche Fleckl koan ar nisch. Jech koan'n dach keene Housen oaziehn.“

Also, mei Hoahn bleeb. War nou o ne gutt drbei woar, doas worn Farschterich. Ihr kinnts gleebe, s woar oaber ou ej Racker, dar Hoahn. Su ej Gorgelfrihe! Woas dar zesamtetrachte! Egoal eij enner Tour brülltr sei Bitterick! Wennerich ad wingstens richtig gebrett hätte. J beileibe! Ihr hoat dach oalle schund ejmoul n Postonebus gefahn, dar de vou Schirchswale uf Kursche fährt. Wenn dar gale Kasten im de Turnhoalle rimwäcker, dou macht ar oallemoul: Ää-üä-üä, üä, üäääh! Sahrsch, groade afu machts ou Barger sei Hoahn. Ich ducht oallemoule, dr Postonebus kam geradert, wenn Bargerich Hoahn frachte, ju übernatürlich machte darsch.

An meesten toatch mei Farschter über doas Getütte derbusen. Ber senn Stübl, wu ar schreibt, is eene Stange. Uf die joagich oalle Murgen mei Hoahn und gorgelte a

zwanzschmol. Nu mei Farschter wurd bale verrocht drvou. Ar scheechin weg, s nohte oaber ne vill. Glei foam a wieder und gorgelte no miher. Und wenn arch ausgegorgelt hoatt, dou gung a Farschterich kleen Hoahnl ze nounde und toatn moichln, doas ad de Fadern su flugen. S' weisse Hoahnl toatch goar ne mie afür wougen. Su kunnts ne watter giehn. Dr Farschter battelte Barger, ar sellte ad dan biesn Hoahn drschloin. Doas toatn argern. Ar kriegt enn hoarten Koup und soite: „Nisch gibts, dar bleibt.“

Sahrsch! Su woar dr Arger fartich! Egoal woar Bezante waigen dan Hoahne. Ar mauste ban Farschter s Futter, ar moichelte seine Hinger und enn schinn Tags toatr s weisse Hoahnel su zerpflödn, doas s krepieren toate. Eß wurd mei Farschter foalsch.

„Ich tun's Käudel derfchiffen,“ soite ar. De Farschtern wullts ne hoan.

„Ad kee Blut,“ soite se.

Mei Farschter soite gur nisch. Ar lehtich de Flinte zeraichte und wie'ch dar biese Hoahn wieder ufs Stengel jakte, plaugte ar druf lus. Denkt, ar hätte getraffn? J beileibe! Ad de Fadern flugen rim. Dr Hoahn machich geschwind drvou, sutchich ej ander Fleckl, wu dr Farschter ne hielangen kunnt und gorgeltr nu arsch rajcht wie ne gescheit. Dr Nobber oaber wur argerlich, wie ar hurt, doas dr Farschter ausn Fenster geschoffn hoatt. Ar wulltn oazeign und ju. S' wurd Euch enne biese Sache. Eß poar Buchen gung de Zankerei jur. Dr Farschter wurd ju biese, doas ar jugoar mit Waldmannl garichich wurd. Doas toatn argern. Ar hoatts schon lange weg, doas dou ad dr ale Hoahn droa schuld woar. Dr Dackl toate sinft'n Hingern nisch, dou woar a zu gutt gezojn. Daber eß hoatt arsch foatt. Ar kunnt dan Gorgelfrihn su ne leiden, schund wajen dann nachchen Fleckel.

Also eß spoannt mei Waldmannl uf dan Hoahn. Und richtig, s toate euch ne lange dauern, kriegt arn ban Kriebse und beeffn de Kahle durch. Weg wur a.

„Dar macht nemmie üä-üääüäh!“ Su mucht Waldmannl denken, wie arch n Karlen oasahg. Woas sullte ar nu oaber mit dam Vieche oagahn?

Dou kunnt ar ne liegen bleibn. Ar noahmn ei de Gusche und schloapptn ein Teich. Plaug! loag ar drinne, as hätrich derseest.

Eß hätte ad suln dan Spektakl hiern, dar de susung, wie Bargerich August senn Hoahn an Teiche sah.

„Doas is dar Farschter gewasen,“ soit ar. Dar lufsch nisch gefoalln und wulltn kloin. Daber an Dackl ducht niemand. Dar loag schund lange ufn Kannepeeje und schluf. Wie nu de Farschtern amoul reifoam, dou jahg se, doas mei Waldl enne Fader an Maule hängn hoatte.

„Ju du,“ soite se, „du hoastn wull goar?“

Watter soite se nisch. Dr Nobber hoatt enne Weile gedickscht. Drnou wurd ar wieder gutt. Ar soite zun Farschter: „Also, wunn mr uns ad wieder vertroin. Eß leef mr jeds en neuen Hoahn und gut is.“

Su wurds ou. De Farschtern hoatts oaber ne verroutn, doas Waldmannl dan dummen Bickerickhoahn tutgebissen hoatt.

Der Mutter Lied.

Wenn eine Mutter leis ihr Kind
In süßen Mittagschlaf gesungen,
Dann haben wohl im Sommerwind
Biel seine Blöckchen mitgeflogen.

Und all der zarte, weiche Klang,
Von Blütenduft und Licht getragen —
Das Lied, das einst die Mutter sang,
Macht heimwehtrank in späten Tagen.

Frieda Callier.